

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 2

Artikel: Kleinigkeiten
Autor: Bütikofer, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kleinigkeiten.

Tagebuchnotizen von einer Weihnachtsreise nach Deutschland.

Von Ernst Bütikofer, Zürich.

Weihnachtstag. Potsdam. Es ist halb 12 Uhr vor-mittags. Die Glocken der Garnisonkirche sollen vor-schrifts-gemäß „Neb immer Treu und Redlichkeit“ spielen. Aber heute sitzt nicht der Mechanismus der Uhr oben im Turm, sondern ein Künstler und „Stille Nacht, heilige Nacht“ tönt vom Turm hinunter. Am Abend brennt in Berlin im Lustgarten ein riesiger Weihnachtsbaum unterm freien Himmel. Weihnachtsstimmung überall. Ein ganzes Volk scheint Weihnacht zu feiern!

Der kleine Junge des Küsters führt mich durch die Friedenskirche. Er schließt die kleine Sigismundkapelle auf. Ich trete ein und stehe zu meiner Ueberraschung einem Sarg gegenüber. Ganz mit Kränzen bedeckt. Rote Husarenmütze am Kopfende, Reiterdegen zu den Füßen. Der Junge spricht: „Der Sohn der Kaiserin, Prinz Joachim!“ Ich merke es sofort: dieser zwölfjährige Knabe ist ein voll-endeter Diplomat! Der Prinz ist nicht der Sohn des Va-ters, sondern der Mutter. So verkehrt der Junge weder monarchische, noch republikanische Gefühle. C'est le son qui fait la musique!

Der Pfennig ist tot! Banken und öffentliche Verwal-tungen verkünden, daß für sie der Pfennig nicht mehr exi-stiert. Man kann beinahe sagen, daß auch die einzelne Mark nicht mehr existiert. Wenn man in einem Laden nach dem Preis fragt und den Bescheid erhält „Sechs!“, so weiß man genau, daß nicht sechs, sondern sechshundert Mark gemeint sind. Es gibt trotzdem noch Pfennige. Vor den Ban-k- und Wechselgeschäften Dresdens traf ich wiederholt auf kleine, noch nicht schulpflichtige Kinder. Sie drängen sich an die Ausländer heran und bieten die vor Jahren geprägten eisernen Zehnpfennigstücke an. Vielleicht daß der eine oder andere solches Geld als Karität erwirbt und die Pfennige mit mindestens ebensoviel Mark aufwiegt. Not macht erfindend und Not schafft kleine Valutaspekulanten, die Pfennige in Mark verwandeln wollen.

Am 28. Dezember abends greife ich in einem Café Leipzigs zur Zeitung. Ich lese einen Artikel über deutsche Not und über Wohltätigkeit. Ich vernehme, daß Wohl-tätigkeitsmarken herausgegeben wurden. Und zwar zwei Werte: 6 und 12 Mark. Verkaufspreis 10 bzw. 20 Mark. Die Differenz fällt der deutschen Alters- und Kinderhilfe zu. Der Artikel schloß mit einem warmen Aufruf, solche Mar-ken zu kaufen. Auflage: 10 Millionen. Ich will am fol-genden Morgen auf dem Postbureau des Bahnhofes solche Marken erwerben. Doch der Beamte meint: „Wir haben schon keine mehr. Wenn Sie aber hinausgehen auf den Bahnsteig, so werden Sie dort einen Bahnbeamten treffen, der noch welche hat und sie zu hundert Mark abgibt!“

Ich mache mir meine eigenen Gedanken über eine solche Wohltätigkeit. 12 Mark Grantaturwert, 8 Mark kriegen bedürftige Kinder und Greise und — 80 Mark der Spe-kulant! Zwar sind auch 100 Mark für mich nur ungefähr 8 Rappen. Aber trotzdem: solche Praktiken unterstütze ich nicht. Auch in Stuttgart waren meine Bemühungen um-sonst und erst in Karlsruhe erhielt ich auf der Hauptpost diese allerneuesten Spekulationsobjekte.

In der Dresdener Galerie war es. Ein junges Ehe-paar stand vor der sixtinischen Madonna. „Ach diese Pup-pen, ich kann einfach diese Puppen nicht leiden!“ sagt sie zu ihm. Sie meinte die beiden weltberühmten, naiven, her-zigen Engeln. „Ach weißt du,“ antwortete er überlegen,

„die Reproduktionen sind ja alle immer viel besser als die Originale!“ Oh du armer Raphael!

Groß muß die Not sein. Auffallend sind die vielen In-serate, wo höchste Preise für Gold und Silber offeriert werden. Auffallend die vielen Affichen, man bezahle so und so viel für das Gramm Gold. Mander alten Frau fristet nun auf Wochen hinaus eine goldene Broche, zu bessern Zeiten erstanden oder geschenkt erhalten, das Le-ben. Mander silberne Löffel wird hingetragen zum neu-gebadenen Edelmetallhändler. Immer nur Stud für Stud, denn die Preise können steigen und gewiß ergötzt man schon das nächste Mal mehr. Ein Zeichen der Zeit ist u. a. auch eine Briefmarkenhandlung an der Königsstraße in Berlin, die Briefmarken beleibt! Wie manche Karität wird wohl dort verpfändet und wie wenige werden rechtzeitig wieder eingelöst werden können! Im Café Posti geht ein sehr elegant gekleideter Mann am Weihnachtsabend von Tisch zu Tisch und bettelt. Wie mag es hinter den Kulissen aus-sehen?

Ich war auch draußen in Siemensstadt, wo 50,000 Ar-beiter und Angestellte im Dienste der gleichen Firma tätig sind. Darunter gegen 200 Blinde. Im Riesenbetrieb hat auch die Humanität Platz gefunden. Und sie hat Mittel und Wege geschaffen, um den Blinden dauernd als In-dustriearbeiter zu beschäftigen. Man trifft Blinde, die so-gar recht komplizierte Maschinen bedienen. Mit großer Liebe für die Sache wurden eine Reihe von überaus sinnreichen Vorrichtungen erfunden, um an der Maschine jede Gefahr für den Blinden von Anfang an auszuschalten. Doch, das ist schon ein Kapitel für sich. Viele Kriegsblinde lassen sich von Hundten nach der Fabrik führen. Beim Durchwandern der Säle wird man häufig von den unter den Arbeitstischen sich befindenden Hundten angebellt. Erfreulicherweise hat das Siemenssche Vorbild eine Reihe von Nachahmungen gefun-den. Dauernde Arbeit, vollwertige Eingliederung in die allgemeine Arbeitsordnung, das sind die wertvollen Er-rungenschaften für die Blinden. Und sind für sie Licht im Dunkeln!

Es gibt noch Bande, die auch zu Zeiten von Haß und Unruhe untrennbar verknüpfen. Es gibt Mächte, die sich in der ganzen Welt Gemeinden erobern. Ein solches Band, eine solche Macht, fand ich dieses Jahr in der Gruft der Johanniskirche in Leipzig, wo Johann Sebastian Bach schlummert. Wie immer war sein Sarkophag ganz mit Blu-men bedeckt. Zuoberst ein prächtiger Kranz. Dabei ein Zettel mit Widmung. Ich trat näher und entdeckte zu meiner Freude und Ueberraschung spanische Worte: „Al maestro de los maestros, ante quien todos los artistas de los tiempos futuros se descubrirán respetuosos. Los hermanos de la Sociedad Bach de Santiago de Chile.“ Muß ich noch übersetzen? Besser ist es schon. „Dem Meister der Meister, vor dem alle Künstler kommender Zeiten ehr-furchtsvoll das Haupt entblößen werden. Die Brüder der Bachgesellschaft von Santiago de Chile.“

Auf keines Königs oder Kaisers Grab habe ich je-mals schönere Worte gelesen.

Böse Tage.

Die Ministerkonferenz in Paris hat mit einer katastrophalen Wendung jäh geendet. Bonar Law stellte seine Forderungen auf, Poincaré hielt ihm die feinigsten entgegen, verglich man beide, so staunte man über den tiefen Abgrund, der zwischen beiden klaste, und sah man näher zu, so entdeckte man den längst geahnten Tatbestand: Beide Premiers arbeiteten auf den unvermeidlichen Bruch hin. Paris hatte eingesehen, daß von dem konservativen Regiment in London nicht mehr zu